

WIELAND ZADEMACH

Religion vor dem Offenbarungseid? Mutmaßungen über die Zukunft des Christentums

Situationsanalyse als Problemanzeige

Vorweg möchte ich meinen Ausgangspunkt in zweierlei Hinsicht verdeutlichen. Zum einen halte ich die »neue Unübersichtlichkeit«, wie sie vielfach als Ausdruck des Lebensgefühls der Postmoderne beschrieben wird, nicht für Anlaß und Kennzeichen einer Orientierungskrise, sondern für eine ausgesprochene Orientierungschance. Zum anderen halte ich künftighin jegliches volkskirchliche Modell für ungeeignet zur Übernahme einer wie auch immer gearteten »Meinungsführerschaft« in der gegenwärtigen – dringend notwendigen! – Wertediskussion. Noch mehr: das Anstreben einer solchen Meinungsführerschaft halte ich für verkehrt, ja für unevangelisch.

Neue Normalität: das Lebensgefühl der Postmoderne

Was ist es um diese »neue Unübersichtlichkeit« als Bezeichnung für die gegenwärtige gesellschaftliche Realität und ein weitverbreitetes Lebensgefühl? Unter Soziologen und Kommunikationsforschern herrscht weitgehend Einigkeit darüber, daß vier Grundmobilitäten konstitutiv sind für eine »neue Normalität«: die geographische Mobilität, die soziale, die politische und die kommunikative Mobilität in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Das Auf und Ab dieser Fülle von gleichzeitigen Mobilitäten wirkt häufig zutiefst verunsichernd. Hinzu kommt als Kennzeichen auf dem vorläufigen Höhepunkt des Modernisierungsprozesses ein Individualismus, der »Selbstverwirklichungsblüten« treibt beim Tanz und das »goldene Selbst«. Das Gleichgewicht zwischen dem individualistischen Single mit seinen Bedürfnissen und den Ansprüchen der Gesamtgesellschaft, die häufig als Moloch eines Großbetriebes empfunden wird, ist äußerst labil und prekär. Sozialethisch ebenso wie individuellethisch ist eine Gleichzeitigkeit verschiedener Wertemuster zu verzeichnen, die weder kompatibel, noch konsensfähig erscheinen. Und was daran existentiell bedrohlich erscheint: nicht nur gesellschaftlich stoßen, ja prallen sie aufeinander, sondern auch innerpsychisch. Nicht nur »zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust«, sondern als Mikrokosmos bilde ich in meiner Person die ganze Komplexität ab des mich umgebenden Makrokosmos. Wo ist da Orientierung, wo eindeutige Sinnzuweisung? Religion und Kirchen sehen sich herausgefordert. Da ist die Rede von einer Gotteskrise, auf die missionarisch reagiert werden müsse, um den Menschen die verlorengegangene Spiritualität wiederzugeben. Da ist die Rede von wacher Zeitgenossenschaft, um der

Wieland Zademach – Jg. 1943; Studium der Theologie und Philosophie; von 1973-1983 Gemeindepfarrer in Oberfranken, danach Geschäftsführer der Arge Christliche Kirchen in Bayern. Zahlreiche Ost-West-Veröffentlichungen aus theologischer Sicht, u.a. über »Marxismus und Atheismus«, über »Eurokommunismus« und über »Glasnost und Perestrojka«. Engagiert in der religiös-sozialistischen Bewegung.

Gesellschaft Orientierung wiederzugeben und überzeitlich gültige Werte zu vermitteln.

Notwendiges Bekenntnis zum eigenen Versagen

Von einer Gesellschaft ohne Mitte ist viel die Rede in dieser Zeit, von zunehmender Konfessionslosigkeit in Deutschland. Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich mich mit solchen Formulierungen anfreunden. Dahinter steckt ja ein hoher Anspruch, nämlich der, daß die Kirche die Mitte der Gesellschaft ist – die Kirche oder gar noch die Konfessionen. Ich meine, ein zu hoher Anspruch, mehr noch: ein falscher Anspruch! Anmaßend, dreist und frech ist dieser Anspruch, wenn er heute erhoben wird im Angesicht der Erfahrungen mit Kirchen und Konfessionen. Wieso soll denn die Kirche die Mitte sein? Was kam denn heraus beim »Corpus Christianum« des Mittelalters, beim »Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation«? Wir wissen es alle: Wo Kirche sich exklusiv zur Mitte erklärt, da ist für nichts anderes Platz – weder für die Freiheit des Individuums noch für säkulare Gesellschaftsformationen. Und wo Kirche dann noch im Gewande von Konfessionen daherkommt, die sich selbst absolut setzen und gegenseitig verketzern, da kam und kommt es zwangsläufig zu Entwicklungen, an deren schlimmem Ende dann ein Schuldbekenntnis steht, wie wir es abzulegen hatten 1945 in Stuttgart (zaghafte genug, das konkretere Darmstädter Wort von 1947 wurde dann schon wieder als »Nestbeschmutzung« diffamiert!) und wie wir es gegenwärtig vielerorts abzulegen hätten. Einer, der es gewagt hat, ein Schuldbekenntnis abzulegen für die Zeit von 1945 bis 1995, ist Jörg Zink, der am 18. Oktober 1995 zum 50. Jahrestag der Stuttgarter Erklärung von 1945 im Gottesdienst in der Erlöserkirche Einsichten und Erkenntnisse formuliert hat, die betroffen machen. Wenn ich mich in folgenden darauf beziehe (der Text liegt mir vor), dann deshalb, weil hier wie in einem Prisma deutlich wird, wie hinter dem Anschein einer immer noch halbwegs heilen Volkskirche in der Realität Kirche erscheint in ihrer Dimension des Versagens als eine Kirche, die sich eingestehen muß,

– »daß wir nicht wacher auf die Ereignisse in den letzten 50 Jahren geachtet, daß wir nicht unabhängiger vom Geist dieser Zeit gedacht und gehandelt haben«, sondern »immer vor allem daran interessiert waren, im Einvernehmen mit unserem Staat und mit den Meinungen der Mehrheit in unserer Gesellschaft zu leben und so den Bestand unserer Kirchen zu sichern«.

– Vor 45 Jahren während der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik haben wir Christen, »die dem aus Gründen ihres Glaubens und ihrer Erfahrung widerstanden«, ebenso »alleingelassen wie zuvor die unter uns, die sich dem Reich Hitlers widersetzt hatten und haben ihnen an vielen Orten den Mund verboten«.

– Vor 30 Jahren während der Studentenbewegung haben wir, anstatt die Impulse aufzunehmen und ihre Forderungen zu prüfen, »sie in die Ecke der Chaoten abgedrängt, wie es auch andere Kräfte in unserem Land taten«. Viel erneuernde Kraft ist so verlorengegangen »und wir haben unzähligen nachdenklichen jungen Menschen Unrecht getan«.

– Vor 15 Jahren in der Blüte der Friedensbewegung »haben wir unseren Pfarrern verboten, als ihre Sprecher aufzutreten und dabei ihren Beruf zu nennen. Wir haben nicht verstanden, daß viele, die vor den Raketentoren saßen, dies deshalb taten, weil sie Jesus Christus mehr gehorchen wollten als ihrer Obrigkeit«.

Viele andere Beispiele bringt Jörg Zink noch bei, die einen betroffenen machen beim nachdenklichen Rückblick. Sein Fazit: »Immer haben wir Außenseitern und Einzelgängern überlassen zu zeigen, was Christen in unseren Jahren zu tun hätten«. Kirchen und Gemeinden müßten sich deshalb anklagen, »daß wir fast immer, wenn sich etwas Neues meldete, fest und nachhaltig geschlafen haben. Daß uns, wenn ein deutliches Wort nötig gewesen wäre, nichts eingefallen ist. Ordnung, Einfügung und Unauffälligkeit waren die Götter, denen wir von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen Kräften gedient hatten«. Die vielbeschworene wache Zeitgenossenschaft wurde also gerade nicht wahrgenommen. Von einer Volkskirche ist dies wohl auch nicht zu erwarten, denn sie ist zwangsläufig immer mehr Abbild der bürgerlichen Gesellschaft als wirklich Kirche des Volkes und Kirche für das Volk oder gar Volk Gottes unterwegs als Kirche. Ist dies ein Offenbarungseid? Nein, es ist schlichte und ernüchternde Realität. Wer dies als Dilemma erfährt, der wird nach Auswegen suchen. Marktanalysen und andere Untersuchungen mögen durchaus hilfreich sein, um ein kundenfreundliches Bild von Kirche zu entwickeln, das deren Bestand auf Dauer sichert. Wo aber liegen Perspektiven auch quer zum Zeitgeist als dem Geist der beharrenden Tendenzen einer Zeit – Perspektiven, die orientiert sind an dem Geist, aus dem sich das prophetische Amt der Kirche speist, das beklagenswerterweise so selten authentisch wahrgenommen wird?

Ökumene statt Konfessionalismus

Bei den Menschen guten Willens, die von Christentum und Kirche noch etwas erwarten, ist ein starker Wille zur Gemeinsamkeit vorhanden und auch die Sehnsucht, Gemeinschaft im Glauben auch sichtbar werden zu lassen. In Christus geeint, in Konfessionen zerteilt – das ist und bleibt als Skandal ein Ärgernis. Kein Wunder, daß »die Welt nicht glaubt«...! Gemeinschaft von Kirchen, nicht Einheitskirche »Die Einheit der Kirche als Koinonia: Gabe und Berufung« – die Abschlußklärung der Vollversammlung des ÖRK im australischen Canberra 1991 ist als programmatische Leitlinie wieder ins Gedächtnis zu rufen. Einheit ist danach gegeben und kommt zum sichtbaren Ausdruck »durch das gemeinsame Bekenntnis des apostolischen Glaubens; ein gemeinsames sakramentales Leben, das durch die eine Taufe erschlossen und gemeinsam in einer eucharistischen Gemeinschaft gefeiert wird; ein gemeinsames Leben, in dem Glieder und Dienste gegenseitig anerkannt und miteinander versöhnt sind...« Ziel ökumenischer Bemühungen kann nicht eine zentrale Einheitskirche sein, sondern »das Ziel der Suche nach voller Einheit ist erreicht, wenn alle Kirchen in der Lage sind, ineinander die eine, heilige katholische und apostolische Kirche in ihrer Fülle zu erkennen. Diese volle Gemeinschaft wird auf örtlicher und auf weltweiter Ebene durch konziliare Formen

des Lebens und Handelns zum Ausdruck gebracht«. Beklagt wird in diesem Dokument, daß die Kirchen es bisher weitgehend unterlassen haben, »für ihr Leben aus dem Maß an Gemeinschaft, das sie bereits erfahren und aus den Übereinkünften, die bereits erzielt worden sind, die Konsequenzen zu ziehen. Sie sind es zufrieden, weiterhin in Spaltung zu ko-existieren...« In der Tat stellt sich die Frage, ob die vielbeschworene Einheit jemand wirklich will – oder ob die ökumenischen Einrichtungen und Instrumentarien nicht mehr und mehr Alibicharakter bekommen, um im Schatten so mancher sonnigen Vorzeigewiese umso deutlicher sein eigenes Profil zu pflegen? Was könnten etwa für personelle und finanzielle Synergieeffekte erzielt werden durch konfessionsübergreifende echt kooperative Strukturen im kirchlichen Bauwesen, in der sozialkaritativen Arbeit und in vielen anderen Bereichen! Ob der allüberall erkennbare Sparzwang hier zu heilsamen besseren Einsichten führen wird? Ich bin vom Gegenteil überzeugt: die Profilneurose wird sich verstärken und die ökumenische Glaubwürdigkeit bleibt auf der Strecke...

Überkonfessionelle Bewegungen – Kirche von morgen?

Solche Bewegungen – etwa die kommunitäre Bewegung, die charismatische Erneuerungsbewegung, die Frauenkirche, die religiös-soziale Bewegung, um nur die wohl wichtigsten zu nennen – durchkreuzen oder transzendieren die traditionellen konfessionellen Grenzlinien. Alle diese Bewegungen – wie unterschiedlich sie in ihrer theologischen Orientierung und Frömmigkeitspraxis auch sein mögen – stellen eine eigene Ausprägung des christlichen Glaubens dar, eine Gesamtschau, die durch eine je spezifische Mitte strukturiert wird, von der her alle anderen Aspekte einander zugeordnet werden. Menschen, die in solchen Bewegungen engagiert sind, fühlen sich in der Regel anderskonfessionellen Christen und Christinnen innerhalb ihrer Bewegung stärker verbunden als Personen, die zwar die gleiche Konfessionszugehörigkeit, aber eine andere religiöse Prägung aufweisen. Meist aus einer Defiziterfahrung heraus entstanden, zielen überkonfessionelle Bewegungen auf Erneuerung und Veränderung des Bestehenden. Einerseits sicher eine kritische Anfrage an die etablierten Kirchen, können sie andererseits die Fixierung der »offiziellen Ökumene« auf die Begegnung zwischen traditionellen Kirchen aufsprengen und deutlich machen, daß manche herkömmlichen Differenzen zwischen den Konfessionen ihre trennende Bedeutung verloren haben, weil die heute relevanten Gräben anders verlaufen. Transkonfessionelle Bewegungen suchen nicht nur mehr nach dem, was die Konfessionen verbindet, sondern nach dem, was ihnen vorausliegt. Als »wanderndes Gottesvolk« in den Konfessionen nicht mehr zu Hause, stellen sie die Kirchen mehr in Frage als eine anderskonfessionelle Schwesterkirche, die meist nicht den Anspruch erhebt, andere zu reformieren. Für die in ihnen Engagierten sind überkonfessionelle Bewegungen hingegen tragfähige Brücken über herkömmliche Gräben hinweg – bei allen Spannungen zwischen diesen Bewegungen selber. Welche Herausforderungen stellen solche Bewegungen dar für das Verständnis von Kirche und ihrer

Einheit? Und sind nicht überhaupt die Frage nach dem Umgang mit dem innerkirchlichen Pluralismus und die Frage nach der zwischenkirchlichen Ökumene ekklesiologisch gesehen ein- und dieselbe Frage? Gilt nicht auch hier, daß versöhnte Verschiedenheit nur bedeuten kann die bedingungslose wechselseitige Anerkennung als gleichwertige Glieder am einen untrennbaren Leib Christi?

Multikulturelle Gesellschaft und interreligiöser Dialog

Im Herzen Europas gelegen, ist Deutschland zum Treffpunkt geworden: verschiedene Kulturen und religiöse Traditionen treffen aufeinander. Das friedliche Miteinander zwischen den Kulturen und damit auch das Zusammenleben verschiedener Religionen – darin liegt heute der Testfall für das Gelingen einer modernen Zivilisation. Christenökumene muß endlich über sich hinauswachsen zur Schöpfungsökumene. Wichtigstes Kriterium ist dabei die Toleranz: das Respektieren, mitunter auch das Erdulden anderer Auffassungen. Fundamentalismus bei anderen wird nicht überwunden mit fundamentalistischen Gegenpositionen. Das Rechthabewollen spricht grundsätzlich gegen den, der es für sich in Anspruch nimmt. Niemand wird mehr gegen die anderen »siegen« oder ohne den anderen; dies betrifft die anderen vor Ort ebenso wie die Kirchen und Religionen auf der weiten Welt. Echter Dialog ist die Herausforderung, die eigene Identität zu bewahren und immer wieder neu zu entdecken, gerade indem ich den anderen und seine Identität ernst zu nehmen versuche.

Vom Lob des Chaos statt dem des Kosmos

Zweifelsohne wird die neue Unübersichtlichkeit der Erlebnis- oder Risikogesellschaft vielfach auch erlebt als Identitäts-, als Sinn- und Orientierungskrise. Da entsteht und wächst dann der Wunsch nach festem Halt, nach neuen Eindeutigkeiten, nach tragenden Fundamenten. Hier ist nicht der Ort, sich auseinanderzusetzen mit den Pseudoantworten politischer, weltanschaulicher und religiös-esoterischer Scharlatane auf solche Sehnsucht nach Neuorientierung. Ich will hier auch nicht eingehen auf eine andere Variante der Begegnung mit den Erscheinungsformen der Gegenwart: den Versuch zusammenzuhalten, was auseinanderzudriften droht. Wie etwa die Römische Kirche mit ihrem Weltkatechismus: ein wahrhaft monumentales Werk, das mit der Autorität des päpstlichen Lehramtes Antwort geben will auf alle Fragen des Glaubens und der Moral im täglichen Leben und das dem irrumsgefährdeten Gewissen sicherlich große Erleichterung verschaffen kann mit dieser Möglichkeit, Verantwortung weithin zu delegieren. Ohne solche Orientierungsmuster pauschal abzulehnen, halte ich sie dennoch nicht für hilfreich, ja evangelisch gesehen für fragwürdig. Denn auf Dauer gesehen behindern sie die freie Entfaltung des Individuums ebenso wie die wachsame Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung.

Freiheit statt Gesetz

Nein, ich möchte einen anderen Weg einschlagen: Freiheit statt Gesetz – Chaos statt Kosmos! Orientierungskrise kann zur »Krisis« werden, zur läuternden Entscheidungshilfe: zum »Kairos«, zur

gnadenhaften Zeit, zum Einfallstor für Gottes freimachende Ermüdigungen, zum Ausweg aus beklemmender Enge in die offene Weite des Lebens. Die vielgeschmähte »Patchworkidentität« – kann sie nicht ein Fleckerlteppich sein als Abbild unseres Lebens: ein Gesamtkunstwerk, zusammengesetzt aus vielen Einzelteilen mit unterschiedlicher Herkunft, von unterschiedlicher Bedeutsamkeit, mit unterschiedlichem Charakter – in vielerlei Farben: ein buntes festgeknüpftes Netzwerk als integraler Rahmen für alle Komplexität und doch offen als Anknüpfungspunkt für Neues, Identität im Wandel der persönlichen Herausforderungen und der zeitgeschichtlichen wie gesellschaftlichen Erfordernisse. Es muß endlich theologisch-theoretisch wie auch ekklesiologisch-praktisch ernst gemacht werden mit der Erkenntnis, daß es hinfort keine geschlossene Theorie, kein System als Abbildung des Ganzen mehr geben kann; mit der Einsicht, daß die Wirklichkeit ein Paradox ist, ein Paradox aus Ordnung und Chaos. Die ganze Wirklichkeit ist einer unendlichen Komplexität von Einflüssen ausgesetzt und darin miteinander verbunden. Eine neue ganzheitliche Sicht der Welt kündigt sich an in dieser integralen Relation von Chaos und Ordnung – sie integriert Erde, Welt und Menschen. Der Makrokosmos des Weltraums und der Mikrokosmos des eigenen Herzschlags rücken wieder zusammen. Die chaotischen Prozesse der Natur und der eigenen Biographie lassen Verwandtschaft erkennen – »Selbstähnlichkeit«. Chaos und Ordnung als Masken der Natur, ja dann wohl auch als Masken des Schöpfers – wenn die Monokausalität des trinitarischen Monotheismus konsequent durchgehalten wird.

Alte Texte oszillieren neu

Gewinnt hier nicht die Lehre von der Gottesbildlichkeit des Menschen eine neue Bedeutung? »Imago Dei« – Abbild in Chaos und Ordnung; Personsein – personare – das Hindurchtönen: Ich in meinem Bios von Chaos und Kosmos als Echo auf Gottes Schöpferhauch... Mir fallen da die Bilder aus den Psalmen ein, vor allem aus den Schöpfungspsalmen. Sie verherrlichen Gottes Allmacht in seiner ordnenden Weisheit, aber auch im Chaos der Natur und des eigenen Lebens. Ordnung ist das halbe Leben – gewiß, aber eben nur das halbe! Wer wirklich leben möchte, der muß die Ordnung öffnen für das Chaos. Schon auf den ersten Seiten warnt uns die Bibel vor einer bloßen »ordnenden Linearisierung« der Wirklichkeit. Ja, ist nicht die Suche des Menschen nach Gesetz und Ordnung – das Nachgeben gegenüber der Verführung des »Schlangengereichs« (im Hebräischen ist die Schlange männlichen Geschlechts) – die eigentliche Ursünde: als ob der Mensch den Turbulenzen des Lebens entfliehen könnte, um sich zu retten in eine alles beherrschende Ordnung! Biblisch gesehen sind Ordnungen Hilfskonstruktionen des sündigen Menschen; sie sind nötig, aber jeder, der ordnen will, der verspielt das Paradies. Hiob ist das Beispiel für einen, der sich gegen dieses primitive Ordnungsdenken zur Wehr setzt und sich weigert, mit seinem Gott auf der Ebene eines solchen Berechnungsschemas zu verkehren. Am Ende eines schmerzlichen Erkenntnisprozesses gewinnt er die Freiheit zurück: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen – der Name des Herrn sei

gelobt!«. Müßte nicht gerade von Hiob aus die Erkenntnis noch weiter gehen zu der Einsicht, daß wir die chaotischen Elemente nicht von Gott abtrennen dürfen. Tritt uns nicht vielmehr – in Analogie zu Luthers Aussagen über den »deus absconditus« – in der Gestalt des »Diabolos« Gott selbst entgegen als derjenige, der unser Leben durcheinanderwirbelt? Oder die Botschaft des Exodus, wo Israels Gott Jahwe sein Volk aus der Dominanz der absoluten Ordnung des Sklavenhauses in Ägypten befreit in die Wüste, die von Anfang an ein Symbol des Chaos ist. Jahwe entzieht sich konsequent jeder Berechenbarkeit und blockiert allein schon durch seinen Namen alle Versuche, ihn linear in den Griff zu bekommen. Auch beim Dekalog als Orientierungshilfe im Chaos fehlt nicht der Hinweis auf die Befreiung aus dem Sklavenhaus und damit die Warnung, die »Zehn großen Freiheiten« (E. Lange) nicht in ein neues Gesetz zu mißdeuten. Und wenn später Israel das gesamte Gesetzeskorpus des Kulturlandes zurück in die Wüste verlegt, dann haftet damit bewußt gewollt sämtlichen Ordnungen der Bibel etwas befreiend Chaotisches an – ein Zug, der heutiger jüdischer Theologie noch immer sympathisch anhaftet. Die Botschaft der Bergpredigt – ist nicht auch sie ein Aufruf, dem verheißungsvollen Leben gelassen chaotisch zu begegnen? Von den Physikern lernen wir, wie das vermeintlich tröstliche Bild von der Zuverlässigkeit und Berechenbarkeit der Natur unwider-rufflich in Stücke bricht. Die Vögel und die Lilien und der Mensch, der seiner Länge keine Elle hinzufügen kann, sie sind Bilder für die »Fraktale« des Lebens in ihrer Gebrochenheit und ineins damit Gleichnis für den dynamischen Prozeß, in dem sich jedes Leben entfaltet. Wer sich sorgt, verfällt der Verführung der Schlange. Er meint, er könne letztlich doch »Herr der Lage« bleiben. Wer sich sorgt, will sich retten aus dem chaotischen Meer des Lebens an das Ufer der Linearität, der Ordnung und des Machbarkeitswahns. Der Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte – der war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber. Der Gott, der uns in Jesus auffordert, so vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, der ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens: Mit diesem Schalom bietet er gleichsam ein Dach an, unter dem beide wohnen können – Ordnung und Chaos!

Alltagsspiritualität im postmodernen Pluralismus

Die Herausforderung, vor der alle Kirchen gleichermaßen stehen, ist der Umgang mit dem Lebensgefühl in einer postmodernen und nachchristlichen Gesellschaft. Werden wir es lernen, eine Kultur der Postmoderne zu akzeptieren? Die »Patchworkidentität« eines postmodernen Lebensgefühls ist ja nicht gleichzusetzen mit Kirchenfeindlichkeit und ethischer Indifferenz. Pluralität bei der Suche nach Lebensentwürfen ist ja wohl auch positiv zu verstehen als Tugend, als Freiheitlichkeit einer multireligiösen Gesellschaft mit der Möglichkeit eines Glaubens, der mit den eigenen Erfahrungen übereinstimmt und anderen ihre Erfahrungen beläßt. Den Menschen versöhnen mit seiner Welt, die Ordnung ersetzen durch Orientierung – sind dies nicht die Aufgaben der Gegenwart? Wir

werden darauf verzichten müssen, eine Gesamtschau der Gegenwart oder gar der Welt zu geben. Im Mittelpunkt wird die soteriologische Frage stehen müssen: Wer bin ich? Bin ich angenommen? Ist mein Da-Sein sinnvoll? Wenn Glaube nicht mehr selbstverständlich ist – ist dann nicht dies gerade eine Chance? Wer im »nihil« Gott glauben möchte und kann, der glaubt »sola fide«, unabhängig von äußeren Anhaltspunkten! »Wir brauchen die Kirche nicht immer, aber wenn wir sie brauchen, dann brauchen wir sie richtig.« Der einzelne kommt nicht wegen der Kirche in die Kirche, sondern wegen sich selbst. Dann aber will er ganz ernstgenommen werden als ein Mensch auf der Suche. Gefragt ist also Gesprächsbereitschaft, Offenheit anstatt urteilendem Schablonendenken – und Arbeit mit höchster Kompetenz und in höchster Qualität! Solche differenzierte Kompetenz ist am ehesten bei den sogenannten Laien zu finden, die gleichsam vor Ort, im Beruf, im familiären Umfeld und in sozialen Bezugsgruppen ihren Glauben leben und sich ihr eigenes Urteil bilden. Deren Erfahrungen sind der eigentliche Reichtum, mit dem in der Kirche der Zukunft gewuchert werden muß – die Hauptberuflichen werden hoffentlich endlich lernen, diesen Schatz des allgemeinen Priestertums als Pfund wuchern zu lassen. Nicht objektivierte Wahrheiten rechthaberischer Instanzen sind gefragt als Antwort auf die Erfahrung der »neuen Unübersichtlichkeit«, sondern eher eine spirituelle Erfahrungsgemeinschaft abseits einer Einzwängung in parochial verwaltete Strukturen. Kirche als »theologische Fragegemeinschaft«, in der die Antworten und die theologischen Kategorien nicht von vornherein feststehen. Wird Kirche es schaffen, sich nicht auf den »gläubigen Rest« zu konzentrieren, sondern ihre Botschaft heutig zu vermitteln und zeit-genössisch zu leben? Wenn nicht, dann wäre wohl auch alle Ökumene umsonst! Wenn ja, dann käme Ökumene zu sich selbst: als Zuhause Gottes in seiner Welt, die er um Christi willen nicht aus seiner Liebe läßt.